

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Der Stern.

Ich war allein, ein Spiel der Nacht,
Und ihres still geheimen Webens,
Und suchte mir im Geistesnacht
Zum Liebe Stoff, allein vergebens.

Da blinkte durch des Fensters Raum
Ein Stern so lieblich und so heiter,
Als rief er: „Du, in Deinen Traum
Verfunk'ner, werde mein Begleiter.“

Die Weisen führt' ein solcher Stern
Zur Hütte, wo das Kind geboren:
Willst du, o schönes Licht des Herrn,
Wegweiser sein für einen Thoren?

Wohlan, du weckst in mir den Muth
Dir nachzuwandeln ohne Wanken,
Zum Orte, wo er schlummernd ruht,
Der Kern des Liedes: der Gedanken.

Und wenn ich den ersehnten dort
Mit einem Bergeshag' umfriebe,
Dann komm' o Stern und leuchte fort
Als ewige Lamp' in meinem Liebe.

Ludwig Westau.

Julie.

Novelle von Ludwig Borwitsch.

Am westlichen Ende des Städtchens, unfern dem Strome, steht ein kleines, stockhohes, uraltes Gebäude, das bis in die jüngste Zeit herein, in der die Gerichtsbarkeit manche Aenderung erfuhr und das Haus in einen Schoppen umgewandelt wurde, den ehrjamen Scharfrichter beherbergte.

Im Jahre 1845 kam ein Baron Sigismund — auf Besuch in das herrschaftliche Schloß. Ein gewiegter Don Juan, war er sogleich auf Durchföhrung galanter Abenteuer bedacht. Von allen Mädchen, deren er ansichtig wurde, reizte ihn jedoch keines so mächtig, als Julie, die Tochter des Henkers. Die Dirne war auch zaubersöhön, schlank wie eine Gazelle und dabei doch äppig und voll. Ihre Augen flammten wie Sterne der Mitternacht und die dunkelbraunen Haare wogten in reichen Locken über Busen und Nacken.

Der Baron war über Vorurtheile hinaus, sein Sieg jedoch wurde dadurch erschwert, daß auch ein Anderer vor der verurtheilten Handthierung des Meisters Andres nicht zurückgeschauert und der schönen Julie Herz und Hand zur Fahrt durch's

Leben angeboten hatte. Dieser Werber war Wilhelm, des gräflichen Revierjägers einziger Sohn.

Meister Andres hatte, obgleich es ihm leid that, sein Geschäft nicht auf den Schwiegerohn vererben zu können, in die Verbindung gewilligt und der feierliche Akt der Trauung sollte nach der Weinlese stattfinden.

Wilhelm war ein trefflicher junger Mann und hing an seiner Geliebten mit aller Glut eines treuen, unverdorbenen Herzens. Er hatte gegenüber seinem Vater manchen Kampf zu bestehen gehabt, bevor sich dieser mit der Idee, das Kind eines Scharfrichters als Tochter zu begrüßen, befreunden konnte.

Baron Sigismund unternahm allerlei Manövers, konnte jedoch nicht zu seinem Ziele gelangen. Endlich verfiel er auf die Rolle eines Protectors, sprach beim Grafen für das junge Paar und suchte solcherweise dasselbe sich dankespflichtig zu machen.

Eines Tages hatte Meister Andres in einem mehrere Meilen entfernten Marktflecken einem Berufscollegen zu suppliren. Wilhelm wurde vom Grafen auf Anrathen Sigismunds mit einer Mission in einem jenseits des Stromes gelegenen Forste betraut.

Julie saß allein auf dem alterthümlichen Gehöfte. Die einzige Magd des Hauses war am Strande mit Holzfällen beschäftigt.

Die Sonne begann zu sinken. Ihre letzten Strahlen zuckten um den Galgen, der auf einem hart am Wasser aufstrebenden Felsenhügel stand und unheimlich in die Stube der Scharfrichterei hineinlugte.

Da ward gepocht. Baron Sigismund trat ein. Julie, obgleich betroffen, empfing den unerwarteten Gast, in welchem sie einen Gönner ihrer Liebe, einen Freund des Grafen ehren zu müssen vermeinte, mit Ehrerbietung.

Der Baron schlug jedoch in seinem Benehmen bald um. Zärtlicher und inniger wurde seine Rede, glühender funkelten seine Blicke. Ein herrschaftlicher Diener brachte Wein.

„Mädchen,“ rief er aus, „morgen reise ich fort, laß mich nicht in Verzweiflung von Dir scheiden!“

Julie zitterte wie Rohr im Winde. Sie suchte der Umarmung Sigismunds sich zu entwinden.

„Ich liebe Dich,“ fuhr dieser fort, „ich liebe Dich wie ein Rasender, reizende Julie — doch ich will verzichten auf ein Glück, das meine Phantasie als das Höchste des Lebens mir darstellt — trink Julie mir zum Scheidegrüße zu.“

Widerstrebend griff das Mädchen zum Kelchglase.

„Die Nacht bricht ein — ich will Licht anzünden.“

„Laß das — es sieht sich so traulich in der Dämmerung — der volle Mond taucht über den Auen empor — eine prachtvolle Aussicht —“

„Der Rabenstein,“ unterbrach Julie schauernd.

Im Vollmond glühend, schien der Galgen dem Hause sich zu nähern.

„Und wäre diese Armensünderchaukel mein Loos — was liegt daran — drücke ich nur Dich in meine Arme!“

„Treveln Sie nicht, Herr Baron,“ flehte Julie, die Vorhänge der Fenster niederlassend.

Sigismunds schöne Gestalt, so wie die schlauen, auf Emporrüttlung der schlummernden Sinnlichkeit berechneten Buhlerkünste, der feurige Wein hatten das Mädchen betäubt.

Bewußtlos sank es in die Arme des Verführers.

„Lebe wohl, schöne Dirne — ich danke Dir,“ hieß es am Morgen.

Seine Sporen klickten die Stiege hinab — dann ward Alles todtenstill.

Julie strich sich mit der Hand das aufgelöste Haar aus der Stirne.

Hatte sie geträumt?

Die volle, klare Besinnung war zurückgekehrt. Nein — es war kein Traum! Julie war Julie nicht mehr — ihr Blick fiel in den Spiegel — sie schauerte vor ihrem eigenen Bilde.

„Wilhelm,“ schrie sie jammernd auf, „Du bist betrogen — Du hast Deine Braut — wie konnte es geschehen — schändlicher Betrüger — ich bin eine Verworfenne — dort hängen meines Vaters Nichtschwerner —“

Bernichtet sank sie in die Kissen des Bettes, ein Strom von Thränen brach aus dem Auge.

Noch lag sie, eine zerknickte Rose, regungslos und starr. Heller und heller flammte die Sonne — da — wie vom Blitz getroffen fuhr die Unglückliche zusammen — die schmetternden Fanfaren eines Jägerhorns klangen an ihr Ohr. Das war Wilhelms Brauch, der Geliebten seine Nähe zu verkünden.

„Keine Rettung, kein Ausweg! Verloren!“ stöhnte Julie. Sie eilte nicht an's Fenster, um, wie sie es sonst gethan, dem Theuern ein Kuschhändchen zuzusenden. Sie warf ihr Hauskleid um, stürzte durch das Hinterspörtchen des Geschößtes und raste gegen den Strom.

Als Meister Andres von seiner Geschäftsreise wieder zu Hause eintraf, wies man ihm die Leiche seines Kindes, die von Schiffen aufgefangen worden war.

Der Baron hatte sich bei der Nachricht vom Tode der Henkerstochter ein wenig entfährt, und mochte auch seine Abreise vordem nur eine fingirte gewesen sein, so setzte er sie nun mit auffallender Beschleunigung in's Werk.

Wilhelm fand lange Zeit weder Rath noch Trost.

Jahre vergingen. Baron Sigismund rang nach neuen Eroberungen auf dem Felde der Liebe. Oft jedoch, wenn der volle Mond am Himmel stand, war es ihm, als säße er im

Scharfrichterhäuschen und der Rabenstein glisere in die alterthümliche Stube. Juliens bleiche Gestalt mit aufgelöstem Haar schwebt an ihm vorüber und ließ schauernd die Vorhänge herab.

Im sturmbelegten Jahre 1849 stellte sich Sigismund an die Spitze einer Freischaar, wurde jedoch gefangen und dem Kriegsgerichte überliefert.

Als ihm das Urtheil und der Ort des Vollzugs angekündigt worden war, brach seine Kraft wie morsches Holz.

Am gräßlichen Schlosse, am alten Scharfrichterhäuschen vorüber ging der Zug. Am Galgen, den er an Juliens Seite von der Stube aus belächelt, am Galgen, der später so oft durch Mondennächte und Träume ihm entgegengetreten war, endete seine letzte Reise. Der aber das Amt des Henkers übte, war Meister Andres.

Volksmärchen aus Krain.

2. Die verzauberten Schwestern.

Ein Vater lag auf dem Sterbebette und traurig umstanden ihn seine drei Söhne. Da sprach er: „Gold und Silber kann ich Euch nicht hinterlassen, und Ihr habt nichts, wovon Ihr leben sollt. Aber die Welt ist groß, es wird sich auch für Euch ein Wohlthäter finden.“ Darauf starb er und seine Söhne gingen über Land, weit, weit, bis sie zu einem Schlosse kamen. Drinnen aber saß der Graf und stützte voll Schmerz den Kopf in die Hände. Sie fragten ihn, welches Leid ihn drückte, doch wollte er es nicht entdecken, da sie ihm doch nicht helfen könnten. Jene bestärkten ihn aber, bis er erzählte: „Daß eine böse Zauberin seine drei Töchter entführt hätte und er nicht wisse, wo sie wären. Auch habe er im Garten einen Apfelbaum, daran reife jeden Tag ein goldener Apfel, jedoch könnte er keinen pflücken, denn immer komme ihm die Hexe zuvor.“

Des nächsten Tages ging der älteste Bruder in den Garten und wartete auf den goldenen Apfel; kaum war er aber gereift, so hatte ihn das böse Weib schon in Händen. Am folgenden Tage ging sein Bruder hinunter, als er aber den Apfel pflücken wollte, öffnete sich die Erde, die Zauberin fuhr daraus hervor und riß die Frucht ab. Am dritten Tage wartete der jüngste Bruder, zugleich mit der Hexe langte er nach dem Apfel und da er größer war als jene, erreichte er ihn glücklich. Mit einem Wuthgeschrei versank die Hexe, das Loch aber füllte sich nicht mehr aus. Da befestigten die Brüder einen großen Stein an ein Seil und ließen daran den ältesten in die Tiefe. Unten angekommen erblickte er einen großen, prächtigen Garten und eine Jungfrau, die darin lustwandelte. Er nahm sie bei der Hand, führte sie zum Seil und ließ sich mit ihr auf die Oberfläche hinaufziehen. Nun ging der zweite Bruder hinein. Der sah denselben Garten, aber ein anderes Mädchen. Auch er nahm es und fuhr mit ihm aus dem Abgrund. Hierauf ließen sie den Jüngsten hinunter, auch der sah den Garten und die jüngste der drei Schwestern; die setzte er auf den Stein und seine Brüder zogen dieselbe hinauf. Als sie aber das Seil

wieder senkten, um auch ihn emporzuziehen, machte sich der Stein los und fiel so hart auf den Boden, daß er ein großes Loch schlug, wodurch er wieder auf eine neue Welt sah. Schnell kletterte er in die Tiefe und findet sich zwischen grünen Matten am Ufer eines ungeheueren Meeres, woran die böse Fee saß und erzählte, „sie sei verurtheilt, Böses zu vollbringen, aber er könne sie erlösen, wenn er wolle; er solle nur warten, es werde sich Alles von selbst gestalten.“ Mit diesen Worten verschwand sie. Aber auf einmal verfinsterte sich der Himmel, Blitze durchkreuzten den Himmel und die See kochte und schäumte; als plötzlich ein Hilferuf erscholl. Schnell löste der Jüngling einen Kahn am Ufer, sprang hinein und fuhr muthig in den Sturm. Bald bemerkte er ein großes Schiff und darauf einen alten Mann, mit langem, grauem Barte, der ihm bis auf die Brust hinunterreichte. Der Jüngling sprang in das Schiff und der Alte erklärte, jetzt sei Gelegenheit, die Here zu erlösen, er solle nur mit ihm in sein Schloß gehen.

Bald darauf gelangten sie zu einer Insel, wo sie ausstiegen und auf einer steinernen Treppe zwischen dichtem Gebüsch den Schloßgarten erstiegen, wo die herrlichsten Blumen in allen Farben prangten und die Bäume goldene Früchte trugen. Hier und da aber stand ein Steinbild, ein Prinz oder König hoch zu Ross. Diese alle, erklärte der Greis, wären Ritter, die ausgezogen, die Königin zu befreien, denn diese sei jene Here, die immerfort Böses wirke. Darauf zeigte er dem Jüngling ein prächtiges Zimmer im Schlosse, dort sollte er künftighin wohnen, aber bei Leibe darin nie ein Licht anstecken, welches ihm dieser zusagte.

Jeden Abend aber beim Schlafengehen hörte er am äußersten Ende des Gemachs ein Geräusch, das ihn mit Neugierde erfüllte. Er stand also einmal auf, schlug Feuer an und suchte überall nach, aber vergebens. Da erschien die Gestalt des Greises an der Thüre: „Fliehe, Unglücklicher!“ rief er, „denn der böse Zauberer naht. Auf diese Art bringst Du nicht mehr Hilfe und Erlösung der Königin. Aber ich will's Dir sagen. Durchschwimme die neun Seen, die vor Dir liegen, am jenseitigen Ufer findest Du eine Kapelle, dort laß drei Messen lesen für das Seelenheil der verzauberten Königin. Fort von hier!“ Der Jüngling eilte davon, durchschwamm neun Seen und ließ drei Messen lesen, wie ihm befohlen worden. Vor der Kirche aber erwartete ihn die Königin, dankte herzlich und gab ihm drei goldene Kronen. Diese schlug er in ein Tuch und wanderte weiter den ganzen Tag, bis er Abends ganz ermüdet an ein Schloß kam und um Nachtlager bat. Die Diener aber wiesen ihn ab: Es sei die Hochzeit zweier Töchter des Grafen, dem das Schloß gehörte, mit zweien Brüdern, die die Schwestern erlöset, der Gäste sei alles voll und toll. Er möge seines Weges ziehen, wenn er sich nicht anders auf irgend eine Weise nützlich machen wüßte. Da sagte der Jüngling, er sei Goldarbeiter. „Goldarbeiter? Ja der fehlt uns noch, der ist noch nicht gekommen. Wenn Du bis morgen Früh zwei goldene Kronen machen kannst, so magst Du bleiben, und ein Nachtlager haben.“ Jener versprach's und bat, sie möchten ihm eine Handvoll Haselnüsse bringen. Als er sie er-

halten, sperre er sich in ein Zimmer ein und lege sich schlafen. Am Morgen weckte ihn Trompetengeschmetter. Schnell sprang er auf und eilte zum Grafen, der sich mächtig wunderte, als er ihm zwei goldene Kronen einhändigte, umsomehr, als er vom Gesinde vernommen, er habe dazu weiter nichts, als eine Handvoll Haselnüsse bedurft. Die Kronen gefielen aber dem Grafen ausnehmend und so auch allen Andern. Sie ehrten den Jüngling gar hoch, er mußte als Hochzeitsgast mit zur Kirche, bei der Tafel saß er bei seinen zwei Brüdern und dem Grafen. Aber weder dieser, noch seine Brüder hatten ihn erkannt. Darauf wurde getanzt. Auch er tanzte mit des Grafen jüngster Tochter, tanzte viel, so daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne rann. Da zog er ein Tuch hervor und trocknete seine Stirne. Das Fräulein aber erkannte augenblicklich das Tuch, das sie ihm in der Höhle gegeben und auch ihn. Der Graf gab dem Jüngling seine Tochter zur Gemalin. Wieder ging's zur Kirche, wo jener seiner Braut die dritte, prächtigste Krone auf's Haupt setzte. Die Hochzeitsgäste aber jubilirten und alle freuten sich gar sehr und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch jetzt. J. S.

Ueber das Verhältniß der Ehegatten.

Das Glück der Ehe ist wohl vorzugsweise durch die erwählte Persönlichkeit bedingt, doch kommt es auf das Verhalten des Mannes der Frau gegenüber, auf sein Benehmen als Gemal und Hausvater wesentlich an, ob bei allen Grundbedingungen für ein heiteres, zufriedenes Leben die Ehe günstig oder ungünstig ausschlagen soll.

Schon als Liebhaber und Bräutigam hat der junge Mann den künftigen Standpunkt des Gatten ins Auge zu fassen. Er mache längst vor dem Ringtauche seine Ueberzeugung geltend und gestehe vorläufig nichts zu, was er nach der Hand zu verwilligen nicht im Stande oder Willens ist.

Er lasse nicht in der Flitterwochenzeit die Herrschaft des Weibes sich entwickeln, da er später mit Gewalt entgegenzutreten sich gezwungen fühlen wird.

Anfänglich, wo die Gattin noch ganz Hingebung ist, wird sie sich durch eine sanfteste Mahnung lenken lassen, später, wenn das Herz kühler geworden, wird auch ein schärferes Wort keinen solchen Bann mehr üben. Der Mann sei sich in seinem Wesen, seiner Grundanschauung immer gleich, er begehre heute nicht, was er gestern verworfen, er verzichte nicht morgen auf das, was er heute gefordert. Des Gatten schwankender Charakter ist die erste Veranlassung, die Ansichten der Gattin zu verwirren. Seine Unentschlossenheit führt die Ehefrau zum Versuche und Bewußtsein ihres eigenen Willens. Wichtig ist die Sorgfalt, welche Eheleute anwenden müssen, damit, indem sie sich fortan zu sehen, in allen kleinen Launen, Schwächen und Fehlern zu belauschen gezwungen sind, nicht Kälte, Gleichgültigkeit und Langeweise eintreten. Verstellung und Schmeichelei können nicht fruchten, sondern nur verderben. Eine gewisse Achtsamkeit auf sich selbst, ein Hintanhalten und Entfernen alles

dessen, was einen widrigen Eindruck zu schaffen geeignet ist, kommt jedoch wärmstens anzupfehlen. Der Mann gehe in dieser Rücksicht mit einem guten Beispiele voran und wenn er auch weiß, daß die Gattin ihm nur angehört, benehme er sich doch so, als ob es ihre Liebe noch immer zu gewinnen gelte; bei aller Vertraulichkeit darf keine Unzartheit, keine Unhöflichkeit Platz greifen. Ohne sich fremd zu werden, Sorge man dafür, daß man durch oft wiederholte Gespräche über denselben Gegenstand nicht Ueberdruß erzeuge; Berufsgeschäfte sind das beste Vorbeugungsmittel gegen Langeweile. Den nach längerer Zeit Heimkehrenden, begrüßt das sehnsuchtsvolle Weib mit Entzücken. Die Abendstunden gehen unter Besprechungen, Entwürfen und Verabredungen freudig hin. Man zeige sich seiner Gattin nie in einer schmutzigen, edelhaften Kleidung und ver falle nicht aus Sorglosigkeit in pöbelhafte Manieren. Der Mann erfülle seine Pflicht, prahle aber nicht mit seinem Wissen, Denken, Streben und Trachten; nur dem, der die Achtung verdient, wird auch die Achtung werden und bleiben. Er hüte sich vor Eifersucht, jener Leidenschaft, von der ein bedeutendster deutscher Dichter sagte: „daß sie eine Leidenschaft sei, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Das Vertrauen des Gatten einer braven Gattin gegenüber, ist der beste Schirmvogel ihrer Tugend, während der Zweifel das Herz verwundet und abwendig macht. Eifersucht ist häufig die erste Veranlassung der Sünde. Einem eifersüchtigen Weibe gegenüber, fahre der Mann fort, seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, rechtfertige sich nicht weiter, und beherrsche seinen Groll. Eine gewisse Würde, Hoheit und Ehrbarkeit des Mannes wird auch auf eine heißblütige Lebensgefährtin nicht ohne Wirkung bleiben und die Irrende zu bekehren kaum verfehlen. Im Verkehr mit fremden Damen sei der Mann nicht übertrieben rückhaltend, aber auch nicht unvorsichtig. Es gibt Kometten, die um die Gunst des Gatten nur deshalb buhlen, um den Neid der Gattin herauszufordern und das Glück einer Ehe zu zerstören. Er läugne gegenüber seinem Weibe nie, daß diese oder jene Dame eine angenehme Erscheinung sei. Offenheit ist der beste Schutzdamm gegen den Argwohn. — Eben so wenig schwärme er aber für gewisse Vorzüge einer Fremden. Der Mann gewähre seiner Frau immerhin eine gewisse Freiheit im Umgang mit Männern; auf das Ehrgefühl läßt sich immer besser bauen, als auf den Zwang. Der Mann verwöhne seine Frau nie durch übermäßig dargebotene Zerstreungen, er verwehre ihr aber auch nicht die notwendige Erheiterung, versperre ihren Verwandten nicht ohne Grund das Haus. Sie wird, ist sie in ihrem Wesen gut, je glücklicher sie sich fühlt, ihren Gatten um so höher schätzen, indem sie in ihm den Vermittler dieses Glückes erkennt; ihr Herz aber wird sich ganz von ihm wenden, wenn er ihr als Beförderer jeder unschuldigen Freude, als der Feind aller jener Personen, die ihrem Herzen einst mehr oder minder gegolten, erscheint. Das liebende Weib verteidigt den geliebten Mann gegen ihre eigenen Eltern, das hassende opfert ihn dem ersten besten Fremdling auf.

Sonderbares Hochzeitsständchen.

Einer eigenthümlichen Sitte in der Campagna von Rom erwähnt Gregorovius in seinen „Lateinischen Sommern“ (Leipzig 1864). Als er sich in der römischen Campagna, dem alten Latium, und zwar in der Stadt Genazzano, befand, erhob sich eines Abends auf dem Plage der Stadt ein fremdartiges ohrenzerreißendes Getöse von allerhand nicht bestimmbar Instrumenten, und als er hinaus trat, fand er die große wie die kleine Jugend des Ortes vor einem Hause versammelt, wo sie allem Anscheine nach eine Kägenmusik darbrachte. Wohl nirgends würde man eine „genialer erfundene Disharmonie von Instrumenten“ hören können. Hier stießen sie schauerhafte Töne aus der gewölbten Meerenschel, oder aus dem Kuhhorn, dort klapperten sie mit Winzermessern, Spaten oder eisernen Pfannen; dieser hielt ein Bündel von altem Eisen an einem Faden, das er mächtig schüttelte, und jener raffelte über dem Straßenspflaster mit einer alten Casserole, die er im Halbkreis an einem Strick hin und her schleifte. Zehn oder zwölf läuteten mit Kuhglocken auf das allervergnüglichsste. Auf Befragen erfuhr Gregorovius, daß hier einem Witwer, welcher eben geheiratet hatte, eine Kägenmusik, eine Scampanellata (Scampanare bedeutet ein Glockengeläute machen) gebracht werde. So heißt der ziemlich barbarische Gebrauch von dem Ausläuten der Kuhglocken. In ganz Latium herrscht diese alte Sitte, einem Ehepaar, dessen einer oder der andere Theil vorher schon verwitwet gewesen, drei Abende hinter einander vor dem Hause eine Kägenmusik zu bringen. Dann, nach vollbrachtem infernalischem Spectakel, zogen sie durch den Ort, voran auf einer Stange eine Kürbiß-Laterne tragend, und die Procession setzte die höllische Musik ungestört durch alle Straßen der Stadt fort, wie eine Schaar von Dämonen und Teufeln die Nacht durchschwärmend.

Epigrammatisches.

Die Zeit so groß, die Menschen klein,
Sag', welche Zeit mag dieß wohl sein?
Es ist die Zeit, in der die Massen
Den Einzelnen nicht gelten lassen.

Gedanken groß und wahr, sie werden fortbesteh'n,
Wie sollte denn der Geist, der sie gedacht, vergeh'n?

Ich glaub' an keine Ewigkeit!
Nach schmerzlich langem Widerstreben
Bekenn auch ich, vom Zwang befreit:
Daß wir nicht werth sind fortzuleben.

Literatur.

Der Wandersmann. Ein Volkskalender für das Jahr 1865.
Herausgegeben von Ludwig Bowitzsch. Wien bei Pichler's Witwe.

Zum vierten Mal kommt der Wandersmann und bringt uns seine kalenderischen und unterhaltenden Nachrichten; und daß er immer wieder kommt, ist ein Beweis dafür, daß er gastliche Aufnahme findet. Er verdient sie auch, denn sein Inhalt ist reichhaltig. Eine Reihe kleiner Aufsätze — von denen wir heute einen über das Verhältniß der Ehegatten mittheilen — bieten sowohl Belehrung und geistige Anregung, als auch Unterhaltung. Den Eingang bildet ein Gedicht des Herausgebers: „Gegenüber dem Materialismus,“ das gerade jetzt, wo die Rede Syril's bei seinem Antritt des Rectorats der Universität Wien's so viel Aufsehen erregt, Beachtung finden dürfte. Wir können den Wandersmann als freundlichen Gast bestens empfehlen.